

„Er hat alles gekonnt, wenn's sein hat müssen, er war ein fleißiger Mann“

Wie Kinder von ZwangsarbeiterInnen im ländlichen Bayern NS-Zwangsarbeit und deren Konsequenzen erinnern

Von rund 13 Millionen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, die auf dem Gebiet des Deutschen Reiches arbeiten mussten,¹ war ein erheblicher Teil in der Landwirtschaft eingesetzt: Laut Ulrich Herbert betrug der Anteil 1941 etwa 60 Prozent.² Im ländlichen Bayern arbeiteten sie zumeist in bäuerlichen Familienbetrieben, lebten und arbeiteten also räumlich eng zusammen mit der Bauersfamilie, dem deutschen Dienstpersonal und mitunter weiteren zum Arbeitseinsatz gezwungenen Personen: Sie alle bestellten häufig dasselbe Feld. Die Beziehungen zwischen Deutschen und ausländischen Zwangsarbeitenden konnten trotz der Umstände der Ausbeutung relativ kollegial sein, waren aber für letztere zumeist von Gewalt und Diskriminierung und oftmals von mangelnder Nahrungs- und/oder medizinischer Versorgung geprägt.³ Diese Gewalt konnte sich bis zur Inhaftierung in Konzentrationslagern oder ihrer Hinrichtung in der Nähe ihres Einsatzortes erstrecken.⁴

In den letzten Jahren gibt es in der BRD die Tendenz, NS-Zwangsarbeit auch mittels professioneller, überblickshafter Ausstellungen mit pädagogischem Begleitprogramm zu erinnern, beispielsweise mit der Wanderausstellung *Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg* sowie der 2013 eröffneten Ausstellung *Alltag Zwangsarbeit 1938–1945*.⁵ Bereits seit den Achtzigerjahren waren und sind es in der BRD zu einem erheblichen Teil Akteure in lokalen und regionalen Initiativen, Geschichtswerkstätten und Schulprojekten, die mit Ausstellungen, Veröffentlichungen und Veranstaltungen an NS-Zwangsarbeit erinnern. Obwohl NS-Zwangsarbeiter und NS-Zwangsarbeiterinnen auch im ländlichen Raum omnipräsent waren und sich diverse Forschungsinitiativen in Deutschland damit auseinandersetzten, gibt es nur wenige mediale Repräsentationen von landwirtschaftlicher Zwangsarbeit generell und im Speziellen im ländlichen Bayern. Im Folgenden soll dargelegt werden, wie in diesem Kontext in Bayern aufgewachsene Kinder von ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen Zwangsarbeit und die Konsequenzen daraus für das Nachkriegsleben ihrer Eltern erinnern. Diese Erhebung war eingebettet in eine größer angelegte ethnografische Studie, die das kommunikative Gedächtnis an NS-Zwangsarbeit im ländlichen Bayern untersucht.⁶

NS-Zwangsarbeit im Untersuchungsgebiet Bayerischer Wald

Die ethnografische Feldforschung wurde in den heutigen, aneinander grenzenden Landkreisen Cham, Regen und Straubing-Bogen durchgeführt. Die traditionell landwirtschaft-

lich geprägte Region liegt im östlichen Bayern an der Grenze zur Tschechischen Republik in den Regierungsbezirken Niederbayern und Oberpfalz. Die früheren Einsatzorte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, die Bauernhöfe, sind meist seit Generationen Eigentum derselben Bauersfamilien. Im Gebiet des Bayerischen Waldes herrscht vor allem in Abgrenzung zur Tschechischen Republik eine Vorstellung der Region als einheitlichem Kulturraum. Michael Weigl legte dar, dass sich diese Identitätskonstruktionen dort auch aus der Annahme, dass die Gegend ein ausschließlich stark agrarisch geprägter Raum sei, speisten. Er führt zudem aus, dass antitschechische Fremdbilder während des Kalten Krieges weiterhin tradiert worden seien und in zahlreichen Festspielen im ländlichen Ostbayern eine „regionale Schicksalsgemeinschaft“ inszeniert werde.⁷

Um die Dimensionen der NS-Zwangsarbeit im Bayerischen Wald abzustecken, soll exemplarisch auf den Landkreis Bogen, seit 1972 Teil des Kreises Straubing-Bogen, näher eingegangen werden. Es gibt keine Veröffentlichung, die Strukturen und Zahlen der NS-Zwangsarbeit in diesem oder den benachbarten Landkreisen systematisch darlegt. Dies bedeutet, dass auch trotz meiner Recherchen im Bayerischen Staatsarchiv Landshut, im Bundesarchiv Abteilung Militärarchiv, beim International Tracing Service Bad Arolsen sowie im Stadtarchiv Bogen die Faktenlage zur NS-Zwangsarbeit in dieser Region noch immer äußerst lückenhaft ist.

1939 lebten offiziell 31.000 Menschen im Landkreis Bogen. Die landwirtschaftliche Struktur wurde von bäuerlichen Familienbetrieben bestimmt, die bis in die Fünfzigerjahre mit den Knechten und Mägden über zusätzliche, familienfremde Arbeitskräfte – etwa ein bis fünf Personen pro Hof – verfügten. Für die NS-Zeit sind mindestens 800 ukrainische, polnische und russische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen für den Landkreis dokumentiert, die auf den Bauernhöfen lebten und arbeiteten. Zudem wurden für die Jahre 1943 bis 1945 etwa 200 von Zwangsarbeiterinnen neugeborene Kinder registriert, von denen 130 starben. Es ist sehr naheliegend, dass die Kinder wegen gezielter und von deutschen Behörden zu verantwortender Vernachlässigung und Unterernährung zu Tode kamen.⁸ Zu den polnischen, ukrainischen und russischen Zwangsverpflichteten, die in diesem Landkreis den größten Teil der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen ausmachten, kamen als Arbeitskräfte niederländische und ungarische Zivilpersonen sowie belgische, französische, serbische und sowjetische Kriegsgefangene hinzu.⁹

Die recherchierten Akten berichten nichts darüber, wie die Kriegsgefangenen untergebracht waren. Ortsansässige erzählen jedoch davon, dass belgische, französische und serbische Kriegsgefangene in Gaststätten oder anderen großen Gebäuden schliefen und dort bewacht wurden. Es existieren auch Privatfotos, die Kriegsgefangene vor einem dieser kleinen Lager in einer Gaststätte zeigen. Diese auf die Dörfer verteilten Kriegsgefangenen dürften Arbeitskommandos eines Kriegsgefangenenlagers gewesen sein. Für den Landkreis ist das Kriegsgefangenen-Stammlager 383/Z, manchmal auch als „Stammlager 385“ bezeichnet, in der Nähe der Kreisstadt Bogen dokumentiert.¹⁰ Allerdings stehen mir, abgesehen von dem Fakt, dass es existierte, und abgesehen von Erzählungen in der Stadt, keine Informationen zu diesem Stammlager zur Verfügung. Es gibt jedoch einen Zeitzeugenbericht Wassilij Maschtschenkos, der als sowjetischer Kriegsgefangener im Kriegsgefangenen-Stammlager 385 in Bogen war und, wie er sagt, dort „behandelt“ wurde.¹¹

Trotz der lückenhaften Überlieferung ist auch mit den bislang bekannten Informationen klar: NS-Zwangsarbeit wurde auch im Bayerischen Wald in großen numerischen Dimensi-

onen geleistet. Dennoch sind weder die Ausmaße der NS-Zwangsarbeit noch weitergehende historische Fragen, zum Beispiel zur Alltagsgeschichte, für das ländliche Ostbayern (und für zahlreiche weitere ländliche Gebiete in der BRD) systematisch erforscht worden. Es sind in der untersuchten Region bisher auch nur wenige lokale Initiativen und Regionalstudien zu finden.¹² Das Thema NS-Zwangsarbeit ist jedoch in der mündlichen Kommunikation sehr wohl präsent. Das Beispiel der Kriegsgefangenen-Arbeitskommandos zeigt, dass die mündliche Erzählung und Privatdokumente oftmals die naheliegendsten und unmittelbarsten Quellen sind – auch für die regionale Geschichte der NS-Zwangsarbeit.

Zu Konzept, Methode und Auswahl der InterviewpartnerInnen

In diesem Artikel liegt der Schwerpunkt darauf, wie sich diese Geschichte im *kommunikativen Gedächtnis* bei den Kindern von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen widerspiegelt. Für das Konzept des kommunikativen Gedächtnisses beziehe ich mich auf Jan Assmann sowie Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall. Sie definieren das kommunikative Gedächtnis als eine Art gesellschaftliches Kurzzeitgedächtnis, das sich maximal auf die vergangenen hundert Jahre beziehe. Diese Vergangenheit wird auch durch Zeitzeuginnen und Zeitzeugen rekonstruiert, die diese Vergangenheit noch erlebten und darüber kommunizieren können. Die Erinnerung wird durch das alltägliche Hörensagen weiter gegeben, entsteht im Alltag und ist nicht durch Rituale und Zeremonien geformt. Das Familiengedächtnis, also die Geschichte, die innerhalb der Familie tradiert wird, ist zentraler Teil des kommunikativen Gedächtnisses.¹³

Die Erhebung basiert auf Gruppengesprächen, informellen Gesprächen und narrativen Interviews mit zwölf Personen, die im Rahmen mehrerer ethnografischer Feldaufenthalte nach der Forschungslogik der *grounded theory*¹⁴ entstanden und ausgewertet wurden. Zwei Interviewte sind Witwen früherer Zwangsarbeiter. Die anderen Interviewten haben gemein, dass ein oder beide Elternteile Zwangsarbeit leisteten. Die Eltern der Interviewten blieben nach dem Zweiten Weltkrieg als sogenannte Heimatlose Ausländer¹⁵ in einem der genannten Landkreise. Die Herkunftsorte der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen liegen im heutigen Polen¹⁶ oder der heutigen Ukraine. Sie waren auf Bauernhöfen eingesetzt, wo sie zum Teil auch noch Jahre nach dem Krieg ihre Arbeit fortsetzten. Ihre Kinder, meine Interviewpartnerinnen und -partner, wuchsen in der Region auf und leben – bis auf zwei Ausnahmen – auch heute noch dort.

Ich recherchierte vier weitere potentielle Interviewpartnerinnen und -partner. Die Gespräche kamen aber nicht zustande, weil die Personen es aus verschiedenen Gründen direkt ablehnten oder weil Kontaktpersonen die Kontaktaufnahme nicht unterstützten oder mir vehement davon abrieten.

Die Kategorie Arbeit in der Erinnerung

Wenn die Interviewten über ihre Eltern und Zwangsarbeit sprechen, ist „Arbeit“ eine zentrale Kategorie. Die meisten der Befragten erzählen keine Details über die Bedingungen der Zwangsarbeit ihrer Eltern. Nur eine Interviewte schilderte Tätigkeiten, die ihre Mutter auf

dem Bauernhof und im Wald verrichten musste. Ebenso wenig gehen die Interviewten auf die Beziehungen zu den Bäuerinnen, Bauern und deutschem Dienstpersonal ein. Die Arbeit wird in wenigen vagen und generellen Sätzen angesprochen:

„Er hat nur gesagt, dass sie viel Arbeit gehabt haben. Er hat eigentlich immer gesagt von sehr viel Arbeit. Aber so nix Bewegendes. Tut mir leid, ich hab ja gsagt ghabt, ich weiß nicht allzu viel.“¹⁷

Es wird häufig betont, wie „hart“ die Arbeit der Eltern war:

„Es war hart, es war der Krieg und, und es war schlimm. Sie haben es auch daheim nicht einfach gehabt, sie haben eine harte Zeit gehabt, das hat er auch erzählt, einfach armselig.“¹⁸

Und eine Interviewte drückt ihre Einschätzung, wie die Arbeit während des Krieges für ihre Eltern war, nur in dem Satz „Es war nicht immer alles so rosig“ aus.¹⁹

Die beiden Schwestern Anita Diestel und Xenia Wrobel, die getrennt voneinander interviewt wurden, beschreiben die Zwangsarbeit ihrer Mutter detaillierter, sie erzählen vom Mähen, Melken und der Forstarbeit ihrer Mutter. Und beide Frauen sprechen darüber, dass es ihrer Mutter gelang, an zusätzliche Nahrung zu gelangen:

„Als die Bäuerin gemerkt hat, dass meine Mutter wirklich arbeitet und dass sie sich wirklich kümmert, gab sie ihr extra Brot. [...] Sie musste die ganze Arbeit machen, sie musste im Winter im Wald arbeiten, da hatte man nichts Richtiges zum Anziehen.“²⁰

Die Bauern und Bäuerinnen beurteilten, ob die ihnen zugewiesenen Arbeitskräfte fleißig oder faul waren. Hart und engagiert zu arbeiten war für die Zwangsarbeitenden eine der wenigen Möglichkeiten, ihre Lebensbedingungen unter Umständen zum Positiven hin zu beeinflussen. Es konnte dazu dienen, die Bauersleute und das deutsche Dienstpersonal zufrieden zu stellen, schließlich hingen die Lebens- und Arbeitsumstände zu einem erheblichen Teil von diesen Personen ab. In dieser Logik erzählen auch die Nachkommen der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen: Sie präsentieren ihre Eltern als sehr fleißig, als diese mit Lebensbedingungen konfrontiert waren, die generell sehr hart waren. Dies reiht sich in der Region in ein generelles, kaum gebrochenes Narrativ: Das Leben früher war hart, aber es war hart für alle. Dieses „harte Leben“ wird häufig als gegebener Fakt dargestellt: Die Interviewten nennen keine Verantwortlichen. Es sind lediglich Anita Diestel und Xenia Wrobel, die andeuten, dass die Bäuerin in der Interaktion mit der Zwangsarbeiterin Handlungsspielräume hatte, zum Beispiel extra Brot, aber keine Kleidung für die Forstarbeit zur Verfügung stellte. Nur Xenia Wrobel macht im Laufe der Gespräche deutlich, dass es sich dabei um *Zwangsarbeit*, eine ausbeuterische Form von Arbeit, handelte, alle anderen Interviewten sprechen lediglich von „Arbeit“.

Abbildung 1: Vier Bauerstöchter und ein Zwangsarbeiter bei einer Mahlzeit auf dem Feld



Foto: Privatbesitz

[Abbildung siehe Druckfassung]

Das Thema Arbeit bleibt für die Interviewten relevant, wenn sie die Lebensläufe ihrer Eltern beschreiben. So sagt Ludwig Krawczyk über seinen Vater: „Er kam rüber, hat geheiratet, Kinder bekommen, als Zimmerer gearbeitet, das hat er gelernt und manchmal hat er als Metzger gearbeitet“.²¹ Er beschreibt nicht, von wo, warum oder wie sein Vater „rüberkam“, aber die Arbeit seines Vaters nach dem Krieg ist relevant, um dessen Geschichte zu erzählen. Es ist ein sehr deutliches Muster, dass die Gesprächspartner und -partnerinnen ihre Eltern als generell arbeitsam beschreiben. Auch Ludwig Krawczyks Schwester Helga Ebersberger tut dies: „Arbeitsame, sparsame Leut’, die Eltern“.²² Ebenso sagt Anita Diestel über ihre Stiefmutter, eine ehemalige Zwangsarbeiterin:

„Ich hab meine Stiefmutter sehr geschätzt, weil sie da gerackert und gemacht hat, so wie ma’s normal tut, wenn ma a Familie und a Haus hat. Die hat sich schon sehr bemüht“.²³

Sie kritisiert dagegen ihren Vater, der behindert war und unter den Spätfolgen eines Arbeitsunfalls und von körperlicher Gewalt, der er als Zwangsarbeiter ausgesetzt war, litt:

„Mein Vater war natürlich immer krank, hat zwar immer Hilfsarbeiterstellen gemacht, aber net lange durchgehalten, das was mir auch damals schon nicht gefallen hat, weil er hätte ja arbeiten können. Ich hab ihn ja gesehen, was er macht zu Hause.“²⁴

Die Kategorie Arbeit bleibt auch relevant, wenn die Familienmitglieder der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen über das soziale Netzwerk in den umliegenden Dörfern nach dem Zweiten Weltkrieg sprechen. Wenn es um die nachbarschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen zu Einheimischen geht, werden die Eltern und Ehemänner wieder als fleißig, hilfsbereit und geschickt beschrieben. Diese Logik schließt das Bild eines Heimatlosen Ausländers, der sich dem Müßiggang hingibt, aus: „Er hat alles gekonnt, er war ein fleißiger Mann“²⁵, sagt Martha Rudenko über ihren verstorbenen Ehemann. Ähnlich äußert sich Dagmar Pollmeier über ihren Vater:

„Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den anderen. Gut, wenn sie den Vater zum Arbeiten gebraucht haben, dann ja, dann war sozusagen, dann haben sie ihn schon angesprochen. Der Vater hat nie ‚nein‘ gesagt.“²⁶

Es ist für die Kinder wichtig, ihre Eltern als hart arbeitend zu präsentieren. In ihrer Erinnerung ist es nur mit dieser Eigenschaft – „fleißig“ – möglich, Kontakte in der Umgebung zu haben. Im Beispiel von Dagmar Pollmeier, wonach ihr Vater kaum Kontakte hatte, aber bei Anfragen, ob er helfen könne, nie absagte, kommt eine Beziehung zum Vorschein, die auch nach dem Krieg noch als einseitig profitabel für die deutsche Nachbarschaft zu charakterisieren ist.

Anita Diestel distanziert sich vom Vater, der nicht arbeiten konnte, sie äußert retrospektiv die Einschätzung, ihr Vater hätte seine Beeinträchtigung simuliert – nicht zu arbeiten ist inakzeptabel.

„Arbeit“ wird immer als Arbeit beschrieben, die *alle* zu verrichten haben. Sich als hart arbeitend und fleißig zu präsentieren diente in der Erinnerung der Familienmitglieder dazu, sich im bayerischen Umfeld Anerkennung zu verschaffen und sich nicht zu unterscheiden. Die Interviewten geben kaum Hinweise darauf, dass die Arbeit Zwangsarbeit war. Es liegt somit nahe, dass der Zwangscharakter der Arbeit und der Migration weitgehend verschwiegen wurde und wird.

Erinnerung an Beziehungen zu Deutschen und anderen ZwangsarbeiterInnen in der Region

Die Beziehungen der früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen zum deutschen Umfeld definierten sich also darüber, sich als fleißig und hilfsbereit zu präsentieren. Es wird nicht geschildert, dass es eine konfliktvolle Thematisierung der Zwangsarbeit gab oder dass aus der Zwangsarbeit prekäre wirtschaftliche Verhältnisse resultierten. Auch der Verlust der Familie im Herkunftsort wird nicht angesprochen. Die meisten der Nachkommen betonen in den Gesprächen häufig, dass ihre Eltern „beliebt“ gewesen seien und dass „jeder sie gemocht“ habe.

Die oben zitierte Dagmar Pollmeier beschreibt allerdings, dass ihre Eltern kaum Kontakte in den umliegenden Orten hatten. Es gab die oben beschriebene Ausnahme, dass ihr Vater angefragt wurde, um bei Arbeiten auszuhelfen, was er in der Erinnerung Pollmeiers nie ablehnte:

Interviewerin (I): „Und wie hat ihr Vater das zu spüren bekommen, dass, naja ...“

Dagmar Pollmeier (DP): „Dass er ein Ausländer ist?“

I: „Ja, genau.“

DP: „Er hat zwar nie darüber gesprochen, aber, also am Anfang bestimmt, sie sind auch ganz wenig weg gegangen. Im Großen und Ganzen hat eigentlich nicht viel Kontakt bestanden zu den andern.“²⁷

Xenia Wrobel sowie Martha Rudenko, die Witwe eines früheren Zwangsarbeiters, und deren Tochter Ursula Rudenko beschreiben ein ambivalentes Verhältnis ihrer einst zwangsarbeitenden Familienmitglieder zu ihrem Umfeld. In ihrer Erinnerung sind die Beziehungen sowohl von vereinzelter Wohltätigkeit als auch versagter Anerkennung seitens der Deutschen geprägt.

Martha Rudenko (MR): „Nein, er ist zur Feuerwehr gekommen, zu den Veteranen, er ist da überall gleich aufgenommen worden, weil er für das andere nix mehr gehabt hat.“

Ursula Rudenko (UR): „Aber trotzdem hat er immer noch Komplexe gehabt, weil wenn irgendwas war, hat er es sofort auf sich genommen, so quasi, weil er ein Ausländer ist, jetzt haben sie das und das über ihn gesagt, was aber gar nicht gestimmt hat. Aber er hat sofort rumgmänkelt, es geht über ihn, weil er ein Ausländer ist.“

MR: „Ja, er hat sich da immer ein wenig zurück gefühlt.“

UR: „Ganz schlimm, ganz schlimm. Was war'n da mit 'nem Verein, mit der Feuerwehr?“

MR: „Ja, er ist gleich nach dem Krieg zur Feuerwehr, aber das haben sie nicht eingetragen. Und da ist dann eine Ehrung gewesen von der Feuerwehr, und da hat er keine Einladung gekriegt und das war sein Ding, nich, weil sie da nicht, weil er doch schon so lange dabei war, da hat er sich schon, gscheit beleidigt gewesen. Weil er hätte alles für die Feuerwehr getan. Er ist auch mit seinen Freunden, den Ukrainern, sonntags nicht mit gegangen, da haben sich die getroffen, getanzt und gewerkelt, da ist er schon nicht mit gegangen, der war von Anfang an mit den Deutschen – soviel gibts da nicht zu erzählen.“²⁸

Martha Rudenko, die den Zwangsarbeiter bereits während des Krieges kennenlernte, beschreibt in der letzten Passage, dass dieser sich von den anderen Ukrainern distanzierte und

soziale Kontakte hauptsächlich „mit den Deutschen“ pflegte, auch wenn das Verhältnis zu letzteren mitunter von mangelnder Anerkennung oder „Ehrung“ gekennzeichnet war. Sie fügt hinzu:

MR: „Auch während des Krieges war er nicht so oft bei den anderen. Der hat sich mit den richtigen Russen schon gar nicht abgegeben.“

UR: „Die sind gekommen und haben gesagt, er soll wieder zurückgehen und alles.“

MR: „Wie die Amerikaner gekommen sind, da sind die gleich fort. Da hat er sich versteckt, dass ihn niemand gefunden hat, weil er einfach nicht heim wollte.“²⁹

Witwe und Tochter des einstigen Zwangsarbeiters kreieren gemeinsam eine Wahrnehmung, nach der die übrigen russischen und ukrainischen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in der Gegend mit dem politischen System in der UdSSR und damit auch mit Befürwortung der Zwangsrepatriierung gleichgesetzt werden. Martha Rudenko spricht von „die“, also von weiteren zur Zwangsarbeit gezwungenen Personen, die gleich nach dem Krieg „fort sind“. Ihre Tochter stellt sich unter „die“ Angehörige der sowjetischen, möglicherweise auch der US-amerikanischen Behörden vor, die sowjetische Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen an die UdSSR übergaben oder auslieferten.³⁰

Abbildung 2: Ein ehemaliger Zwangsarbeiter in seinem deutschen Freundeskreis (im Bild ganz rechts mit seiner Ehefrau)



Foto: Privatbesitz

[Abbildung siehe Druckfassung]

Es sind vor allem die beiden Witwen und die Interviewpartnerin Xenia Wrobel, die auf (mögliche) Kontakte und Beziehungen zu anderen Zwangsarbeitenden verweisen. Martha Rudenko bezieht sich mit der Aussage, ihr späterer Ehemann sei nicht „mit den Ukrainern mitgegangen“ auf die Kriegszeit. Xenia Wrobel erzählt von den interviewten Nachkommen als einzige von einer Art Community der einstigen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen im ländlichen Ostbayern in der Nachkriegszeit. Insgesamt spricht diese sehr detailliert und manchmal regelrecht szenisch über die Zwangsarbeit ihrer Eltern sowie die Konsequenzen der Zwangsarbeit und der Zwangsmigration. Xenia Wrobel lebte bis zu ihrer Volljährigkeit mit ihren Eltern im ländlichen Bayern, heute ist sie in Hessen ansässig, wo auch die Gespräche stattfanden. Es ist zu vermuten, dass ein Umfeld, das die Eltern nicht als Zwangsarbeitende kennt und in dem nicht die direkten Profiteure der Zwangsarbeit leben, es erleichtert, detailliert und offen über Zwangsarbeit zu sprechen. Sie beschreibt als einzige Nachfahrin ein informelles Netzwerk früherer Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen:

„[Mutter hat] den Kontakt eben auch zu anderen Landsleuten aufgebaut und hat dann festgestellt, dass es doch einige gab, wo dann in der Umgebung waren, und mit zweien hat sie also immer ‘nen Kontakt gehabt. Das war einmal eine Agnes und einmal ‘ne Theresa.“³¹

Sie nennt im Laufe der Gespräche drei weitere Familien, zu denen ihre Eltern Kontakt hatten und zeigt mir Fotos von Treffen dieses Freundeskreises in ihrem Familienalbum. Sie beschreibt kollektives Erinnern und Reflektieren der Lebensläufe im Rahmen dieser Treffen:

„Also Heimweh hatten auf jeden Fall alle. Da bin i mir sehr sicher, weil es gab auch Zeiten, also da hat man au quasi so ukrainische Lieder gsungen, also, wenn sie sich mal getroffen haben, oder dass die sich eben auch immer wieder auf Ukrainisch unterhalten haben – na, dann hats scho immer gheißn, man hat sich halt auch ausgetauscht und hat auch überlegt, was wär gwesen, wenn sie quasi daheim in ihrem Land eben blieben wärn. Wie wärs dann weitergegangen?“³²

Es weisen auch verschiedene Artefakte darauf hin, dass es solidarische Beziehungen zwischen den noch in der Nachkriegszeit in der Region lebenden ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen gab und dass sie auch in Briefkontakt blieben, als manche von ihnen ausgewandert waren. So ist in den Akten eines Spruchkammerverfahrens „vom Ortsvertrauensmann aller ukrainischen und russischen Landarbeiter in der Gemeinde“ die Rede.³³ Die anderen Nachkommen thematisieren diese Netzwerke nicht oder ganz am Rande oder sagen, dass sie nicht von weiteren ehemaligen Zwangsarbeitenden in der Region wüssten. Sofern es diese Beziehungen gab, wurde dieser Fakt in der Erinnerung also vermutlich kaum tradiert. Martha und Ursula Rudenko erinnern die Beziehungen ihres Ehemanns bzw. Vaters so, dass der Abbruch der Kontakte zu anderen Ukrainern und Russen das gleichzeitige Bekenntnis zur westdeutschen Nachkriegsgesellschaft und Beweis für seine Integrationswilligkeit war.

Abbildung 3: Gruppenfoto anlässlich eines privaten Festes mit fünf ehemaligen ZwangsarbeiterInnen aus Polen und der Ukraine, die nach Ende des NS-Regimes in Deutschland blieben.



Foto: Privatbesitz

[Abbildung siehe Druckfassung]

Sozioökonomische Aspekte der Zwangsarbeit in der Erinnerung

Es ist auch Xenia Wrobel, die die prekären finanziellen Verhältnisse, in denen ihre Eltern, sie und ihre Schwester auch nach dem Krieg lebten, mehrmals anspricht: „Wir waren ja auch nicht viel gewöhnt, ich muss sagen, wir waren ja auch ziemlich einfach und arm aufgewachsen“ und „Da war nie das Geld da“.³⁴ Sie thematisiert auch gesamtgesellschaftliche ökonomische Zusammenhänge. So beschreibt sie die körperlichen Spätfolgen, unter denen ihre Mutter durch die harte Arbeit litt:

„Vor allem, was mei Mutter au gsagt hat, was sie halt auch also ganz schlecht fand oder das find ich auch, das war absolut net in Ordnung, und zwar, die haben ja wirklich, so wie mei Mutter ja erzählt hat, so körperlich arbeiten müssen und die war ja dann nachher auch körperlich ‘n totales Wrack. Da war ja alles kaputt, der Rücken, die Hüfte, die Füße, die Hände, da war ja alles richtig körperlich verbraucht und man hats ihr au am Gsicht ansehen, also sie war wirklich, kann ma sagen, wie ma so sagt – runtergeschafft, runtergewirtschaftet, so hat sie einfach aussehen“.³⁵

Sie macht in diesem Interview – im Gegensatz zu den anderen interviewten Nachkommen – sehr deutlich, dass ihre Eltern nicht nur Zwangsarbeit leisten mussten, nach dem Krieg weiter unter prekären Bedingungen in Bayern hart arbeiteten und unter Spätfolgen der Zwangsarbeit litten, sondern auch, dass ihre Eltern keine angemessene Altersvorsorge hatten. Xenia Wrobel stellt die Folgen der harten Zwangsarbeit und anschließend schlecht entlohnten Arbeit in Beziehung zu den Mitverantwortlichen, den Bäuerinnen und Bauern und deren Erben und Erben.

„[...] und was halt net in Ordnung war, dass die Bauern eigentlich nicht ordentlich in diese Rentenkasse einzahlt haben, dass die Mama halt nachher auch kei ordentliche Rente gekriegt hat...Und was für mich auch net verständlich war, weil wo sie eben war bei diesem ersten Bauernhof diese Söhne oder auch die Töchter, [...] die haben auch später dann einfach wirklich jeder für sich no genügend Vermögen anghäuft, und i find das halt wirklich sehr schade, dass da jetzt keiner für sich aufgestanden is und mal gsagt hat, ‚jetz halten wir halt alle zusammen und wenss schon die Eltern net machen von uns, aber jetzt machma wir des‘ und zahlt noch jeder nen Teil in die Rentenkasse ein, dass einfach da a ordentliche Rente rauskommt, weil mei Mutter hat halt ne ganz geringe Rente ghabt – und was komisch war, sie hat ja immer no zu diesen Kindern von diesem Bauernhof Kontakt ghabt.“³⁶

Xenia Wrobel nimmt Bezug auf das ambivalente Verhältnis ihrer Mutter zu den Kindern, insbesondere zum Bauerssohn Hans: Das Kind Hans galt als Liebling der zwangsarbeitenden Mutter. Im Erwachsenenalter lässt er der früheren Zwangsarbeiterin Almosen in Form von Päckchen zukommen. Hans und seine Geschwister „stehen“ aber in der Erinnerung Xenia Wrobels „nicht zusammen“, um die Rente ihrer Mutter, der früheren Zwangsarbeiterin, mitzufinanzieren. Und sie formuliert sehr deutlich, dass „diese Leute“, mit denen sie ihre Eltern und andere Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen meint, zur Aufwärtsentwicklung in der Nachkriegszeit und dazu, dass „man jetzt was hat“, also zum Wohlstand in der Nachbarschaft, beitragen:

„Ich muss sagen, dass is es mir echt unverständlich oder grad der eine Sohn, wo meine Mutter gsagt hat, des sei eben ihr Liebling gewesen, der wo ja immer wieder a Päckle zu Weihnachten gschickt hat, der Hans. Und bei ihm war das sein schlechtes Gewissen, denk i mal (lacht), beruhigend indem, dass er halt ab und zu noch a Päckle gschickt hat, also des war net in Ordnung und auch der zweite Bauernhof da, ham sich auch net viel getan dafür, die ham sich au hinterher noch alle gekannt und wussten wie’s meiner Mutter geht – da hätt ma eigentlich scho erwartet, dass die einfach gsagt haben, okay, in den Kriegszeiten hat keiner viel ghabt, da is viel falsch glaufen und viel kaputt ggangen, aber jetzt wo ma sich quasi mal ein Stückle weiter entwickelt hat und auch sieht, man hat jetzt was und da ham diese Leut dazu beigetragen mit ihrer Arbeitskraft, dass ma sich so entwickelt hat, dass ma dann sagt, man kann auch hinterher noch a Anerkennung machen.“³⁷

Xenia Wrobel beschreibt sehr klar die versagte Anerkennung der Leistung und auch der Leiden der Eltern und zudem die Abwehr oder zumindest Ignoranz gegenüber der finanziellen

Verantwortung seitens der Bauersfamilien. Sie beschreibt auch, wie der Ausgangspunkt der Zwangsarbeit in Deutschland das weitere prekäre Auskommen der Eltern und zugleich die positive wirtschaftliche Entwicklung des profitierenden landwirtschaftlichen Betriebs besiegelte. Die Tatsache, dass ihre Mutter weiterhin Kontakt zu den Kindern der Bäuerinnen und Bauern pflegte, führt bei ihr zu Irritation und Unverständnis.

Die Interviewte erinnert sich zwar auch an Unterstützung und Hilfe vom Umfeld: So haben Nachbarn die Familienmitglieder mitunter gefahren, da die Familie kein Auto besaß. Als ihre Mutter im Alter pflegebedürftig war, und Xenia Wrobel längst in Hessen lebte, habe sich ebenfalls ein Nachbarspaar um die frühere Zwangsarbeiterin gekümmert. Auch eine Reise in die Ukraine zur Familie der Mutter in den Siebzigerjahren sei nur zustande gekommen, weil einer ihrer Lehrer die Familie bei der bürokratischen Organisation der Reise unterstützt habe. Xenia Wrobel subsumiert dies in der Formulierung, es habe „auch Freundschaften und gute Bekannte“³⁸ gegeben.

Aber in ihrer Erzählung wird ebenso deutlich, dass diese Unterstützung auf der Initiative und Großzügigkeit Einzelner beruhte, es aber keine systematische finanzielle Absicherung – beispielsweise in Form eines angemessenen Rentenanspruchs – gab, die es der Familie ermöglicht hätte, unabhängiger und nicht auf Wohltaten der Nachbarschaft angewiesen zu sein.

Bezüge auf kollektive Erinnerungsorte nationalsozialistischer Verbrechen

In der Erinnerung sowohl von Bauersfamilien als auch der Kinder von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen spielen sozioökonomische Aspekte kaum eine Rolle. Xenia Wrobel ist diesbezüglich eine Ausnahme. Allerdings sprechen andere Nachkommen indirekt über NS-Verbrechen und damit auch über NS-Zwangsarbeit. Zwei der Nachkommen beziehen sich unabhängig voneinander auf Erinnerungsorte nationalsozialistischer Verbrechen. Erinnerungsort wird hier im Sinne Pierre Noras als Metapher für sowohl materielle als auch immaterielle Orte mit symbolischer Funktion verstanden, in denen sich kollektive Erinnerung kristallisiert. Diese Orte erlangen ihre Bedeutung erst „durch Bezüge“ und ihre Stellungen in „sich immer neu formierenden Konstellationen und Beziehungen“. Die Bedeutung von Erinnerungsorten entsteht also in sozialen, kulturellen und imaginären Räumen.³⁹ Diese Erinnerungsorte müssen sich wie bei Pierre Nora allerdings nicht auf Nationen, sondern können sich auf verschiedenste Gruppen beziehen. Jene zwei Interviewten thematisieren eigeninitiativ Eindrücke von KZ-Gedenkstätten oder Fernsehfilmen zu nationalsozialistischen Verbrechen, sie thematisieren also Erinnerungsorte des Nationalsozialismus. Diese beiden, Ludwig Krawczyk und Maria Dobiczek, erzählen wenig und lückenhaft sowohl über die Erfahrungen ihrer Eltern als Zwangsverpflichtete als auch über ihre eigenen Erfahrungen als Kinder eines polnischen Zwangsarbeiters bzw. einer ukrainischen Zwangsarbeiterin in Bayern.

Krawczyk vermeidet zudem jegliche Bewertung und moralische Einordnung von NS-Zwangsarbeit, erzählt aber, wie er als Kind Ende der Siebzigerjahre mit seinen Eltern den polnischen Herkunftsort des Vaters besuchte. Dabei rückt die Reise zum polnischen Teil der Familie vollkommen in den Hintergrund, er schildert jedoch den Besuch in Gedenkstätte und Museum Auschwitz-Birkenau, die sich in der Nähe des Herkunftsortes des Vaters befinden:

Ludwig Krawczyk (LK): „Warst schon mal in Polen drüben? Hast du Auschwitz angeschaut?“

Interviewerin (I): „Ja.“

LK: „Aber das ist das neue Auschwitz. Das alte Auschwitz kennst nicht.“

I: „Nein. Was ist das alte Auschwitz?“

LK: „Da wo's, das Auschwitz, das haben sie ja jetzt für Tourismus hergerichtet, sag ich mal so. Früher, als wir damals da drüben waren, da war das wirklich noch, da haben sie ja noch gar nix getan gehabt, also das war wirklich noch alles originalgetreu. Das war das, was mich beeindruckt hat. Also das vergess ich auch nicht, das muss ich schon sagen.“

I: „Wie war das, wie muss ich mir das vorstellen?“

LK: „Kennst du den Film ‚Die Geschichte der Familie Weiss‘?“

I: „Nein.“

LK: „Ja mei, du machst ne Biographie über – (lacht). Da gehts halt hauptsächlich um Auschwitz, also Juden verbrennen und das ganze Zeug da. Da in den Gasofen, da hast halt noch rein gehen können, und wie gsagt, da ist ja alles noch total originalgetreu, oder das ‚Arbeit macht frei‘ da oben. Heut wennst reingehst, siehst das nimmer. Da bist ja eigentlich so gar nicht rüber gekommen. Da wars noch strenger.“

I: „Und was haben sie sich da gedacht? Sie waren da ja noch ziemlich jung, oder?“

LK: „Siehst, das kann ich mir merken (lacht). Da hat's den Film ‚Die Geschichte der Familie Weiss‘ gegeben, der ist im Fernsehen gekommen. Das ist ein sehr guter Film.“

I: „Worum gehts in dem Film?“

LK: „Um Juden.“

I: „Genauer?“

LK: „Das ist eine Großfamilie, dann fängt Hitler mit den Juden da, verfolgen und dann werden halt die, ähäh, die Familie zerbricht, manche deportieren sie nach Auschwitz, manche kommen –, der Junge wird Untergrundkämpfer, so, – kommt halt einer nach anderen ums Leben dann. Familie, dann Vater, Mutter, ein, zwei kleine Kinder vergasen sie dann drinnen in den Ofen drinnen.[...] Die Duschen sind ja da auch drinnen, und wie gsagt, da hast auch noch die Ofen, hast reingehen können damals, da war die Asche und das alles noch drinnen.“⁴⁰

In diesem Gespräch zeigt sich, dass sich der Gedenkstättenbesuch in Auschwitz Ende der Siebzigerjahre mit der Fiktion der Serie *Holocaust. Die Geschichte der Familie Weiss*⁴¹, die ebenfalls in dieser Zeit zum ersten Mal im westdeutschen Fernsehen gesendet und zu einem Medienereignis in der BRD wurde⁴², in der Erinnerung des Interviewten mischen oder zumindest assoziativ verknüpft sind. Um mir die Eindrücke bei dem Besuch der KZ-Gedenkstätte Auschwitz nahe zu bringen, zitiert er den Inhalt der Fernsehserie. Zudem wird offenbar, dass der Interviewte mit einem Schauer betont, wie haptisch nahe er am Tatbestand der Vernichtung der Jüdinnen und Juden war. Er meint, die Asche der verbrannten Leichen gesehen zu haben. In seiner Beschreibung schwingt Faszination für den Ort des Massenmordes mit. Er identifiziert sich offensichtlich nicht mit den Ermordeten, allerdings beginnt er diesen Teil des Interviews mit Fragen an die Interviewerin, ob sie Auschwitz und *Holocaust* kenne. Krawczyk bildet folgende Assoziationskette: Herkunftsort des Vaters – Auschwitz – massenhafte Ermordung von Juden und Jüdinnen – Fernsehserie *Holocaust*.

Es liegt nahe, dass für ihn als ein Kind aus dem ländlichen Bayern eine Reise ins sozialistische Polen in den Siebzigerjahren außergewöhnlich war, erst recht war es wohl der Besuch in der KZ-Gedenkstätte in Auschwitz. Es ist anzunehmen, dass dieser Besuch, sollte der Interviewte davon erzählt haben, von seinem bayerischen Umfeld auch so rezipiert wurde – als etwas Außergewöhnliches. Auch dies könnte den mit Faszination und Schauer untersetzten Sprachduktus erklären. Aber Krawczyk ist einer der wenigen von insgesamt über 30 Interviewten, die die Shoah und Erinnerungsorte im Zusammenhang mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg überhaupt ansprechen, und er ist der Einzige, der auf Auschwitz und die Fernsehserie *Holocaust* Bezug nimmt. Im ländlichen Bayern ist es also keineswegs so, dass häufig zitierte Erinnerungsorte wie Auschwitz oder *Holocaust* Referenzpunkte für die Erinnerung an NS-Verbrechen wären. Es fanden weitere Einzelgespräche mit seinen drei Geschwistern statt. Alle betonen, wie gut ihr Vater, der frühere Zwangsarbeiter, im Nachkriegsbayern integriert gewesen sei. Eine Schwester des Interviewten, Katja Hattenkofer, erwähnt, dass der gemeinsame Vater im Konzentrationslager Dachau inhaftiert gewesen sei. Sie kenne jedoch keine Details zu den Umständen der Inhaftierung. Dies sei in ihrer Familie nie thematisiert worden, ihr Vater habe im Alter lediglich mit ihr und ihrem Ehemann darüber gesprochen.⁴³

Mit Maria Dobiczek, die aus einer anderen Familie stammt, gestaltet sich das Gespräch ebenfalls schwierig, da sie stark zögert, über die Erfahrungen ihrer Eltern als Zwangsarbeitende zu sprechen. Sie initiiert ein Gespräch über die KZ-Gedenkstätten Dachau und Flossenbürg mit mir. Und auch sie kommt im selben Gespräch auf einen Fernsehfilm zu sprechen: die kurz zuvor, im Juli 2013, gesendete Dokumentation *Unser Wirtschaftswunder. Die wahre Geschichte*⁴⁴. Inhalt dieses Films ist unter anderem, dass der BRD-Wirtschaftsminister Ludwig Erhard 1949 zu verhindern versuchte, dass die während des Nationalsozialismus enteignete jüdische Familie Rosenthal ihr Eigentum nach dem Krieg zurück erhielt. Es handelte sich bei dem Eigentum um eine in Bayern ansässige Porzellan-Fabrik, heute Rosenthal GmbH.⁴⁵ Die Interviewte nimmt mit Bitterkeit auf jenen Sachverhalt Bezug. Sie führt den Film beispielhaft an, um die Ungerechtigkeit und Doppelmoral in Bezug auf Anerkennung der NS-Verbrechen in der BRD zu verdeutlichen.

Im Gegensatz zu Krawczyk identifiziert sich Maria Dobiczek mit der verfolgten und enteigneten jüdischen Familie Rosenthal. Sie kann oder will mit mir nicht über ihre Biografie oder über die Biografien ihrer Eltern sprechen, sie gibt mit diesem Beispiel jedoch Einblick

in ihre Bewertung, ja ihre Verachtung in Bezug auf die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der BRD. Die Fernsehdokumentation fungiert als Vehikel, um darauf hinzuweisen, dass auch die NS-Zwangsarbeit ihrer Eltern und die Konsequenzen der Zwangsarbeit im Nachkriegsdeutschland nicht anerkannt und nicht oder vollkommen unangemessen entschädigt wurden.

Beide Interviewte halten diese Erinnerungsorte für relevant, sonst würden sie sie nicht eigeninitiativ ansprechen. *Holocaust. Die Geschichte der Familie Weiss* wird von Krawczyk als „sehr guter Film“ bezeichnet. Mein Eingeständnis, die Serie nicht zu kennen, löst bei ihm Verwunderung aus, er lacht. Beide können oder wollen kaum über sich oder ihre Familie sprechen, sie greifen jedoch auf bekannte Erinnerungsorte zu Nationalsozialismus und Shoah zurück, um mir für sie relevante Sachverhalte zu verdeutlichen.

Dies legt den Schluss nahe, dass die Bezugnahme auf derartige Repräsentationen der NS-Verbrechen, die im ländlichen Bayern nur teilweise, aber bundesweit einigermaßen anerkannt und bei vielen präsent sind, als Brücke dienen, um die eigene Familienbiografie zumindest nicht verschweigen zu müssen oder verdeckt thematisieren zu können. Bei Maria Dobiczek hat das Sprechen über den Dokumentarfilm *Unser Wirtschaftswunder* eine Stellvertreterfunktion. Sie vermeidet es (noch), ihre eigene Familiengeschichte im Verhältnis zum bundesrepublikanischen „Wirtschaftswunder“ zu erzählen, aber sie spricht immerhin die Inhalte dieses Films und ihre Bewertung des Filminhalts an.

Fazit

In diesem Aufsatz beleuchte ich vier Aspekte, die sich bei der Analyse der Erinnerungen von NS-Zwangsarbeit von Kindern ehemaliger osteuropäischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter als besonders relevant herausstellten. Der erste Aspekt ist die Bedeutung von Arbeit. Es ist sehr deutlich, dass alle Interviewten ihren Begriff von Arbeit in Bezug auf ihre Eltern in den Mittelpunkt stellen. Sie tun dies nicht, um den Fakt der Zwangsarbeit zu problematisieren, sondern um die Integration ihrer Eltern im ländlichen Bayern darzustellen: Diese arbeiteten „hart“ – wie alle im Bayerischen Wald. Es werden keine Unterschiede, sondern die Gemeinsamkeiten mit dem Umfeld betont. Nichtarbeitende Heimatlose Ausländer, aus Polen und der Ukraine, sind in dieser Logik nicht akzeptabel. Die Aussage einer Interviewten, „der Vater“ habe nicht arbeiten wollen, geht mit ihrer Distanzierung von ihm einher. Details zur harten Zwangsarbeit beschreiben nur die Schwestern Anita Diestel und Xenia Wrobel. Dabei wertet nur Xenia Wrobel den Arbeitseinsatz als *Zwangsarbeit* und betont das einseitig vorteilhafte Verhältnis zugunsten der als Arbeitgeber fungierenden landwirtschaftlichen Betriebe nach dem Krieg – schließlich haben die Eltern doch „nie nein gesagt“, wenn sie um Hilfe gebeten wurden.

Folglich haben die Eltern in der Erinnerung auch gute Beziehungen zur Nachbarschaft; diese Beziehungen zum Umfeld sind der zweite analysierte Themenkomplex. Der Fleiß der Eltern führte demnach dazu, dass „jeder sie gemocht“ habe. Diese Sätze, dass die Eltern beliebt gewesen seien, werden in den Interviews mehrmals wiederholt und finden sich fast wörtlich in nahezu allen Gesprächen. Dennoch werden bei diesem Aspekt der Beziehungen zum Umfeld auch Ambivalenzen deutlich: Der Vater lebt in der Erinnerung der Kinder mit der Befürchtung, als Ausländer diskriminiert zu werden, und ist gekränkt, als er keine

„Ehrung“ bekommt, Ursula Rudenko erinnert sich an „Komplexe“ des Vaters. Es wird nicht gesagt, der Vater sei diskriminiert worden, sondern er wird als empfindlich charakterisiert.

Es waren für die ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen jedoch nicht nur die Beziehungen zur eingessenen Bevölkerung relevant, es gab auch Beziehungen, Freundeskreise und solidarische Netzwerke innerhalb dieser Gruppe. Diese werden von den zwei interviewten Witwen und nur einer Angehörigen der Kindergeneration, der in Hessen lebenden Xenia Wrobel, erwähnt. So beschreibt Xenia Wrobel, dass ihre Eltern in ihrem Freundeskreis, der sich aus Angehörigen der früheren polnischen und ukrainischen Zwangsarbeiterschaft zusammensetzte, ihre Biografien und somit die Folgen ihrer Zwangsmigration reflektierten. Auch die Akten der im Zuge der „Entnazifizierung“ durchgeführten Spruchkammerverfahren belegen diese solidarischen Netzwerke: Die als Zeugen vernommenen früheren Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen bezogen sich in ihren Aussagen aufeinander und es gab demnach einen „Ortsvertrauensmann“ der ehemaligen Zwangsarbeiterschaft in der Gemeinde. Die in Bayern lebenden Kinder der früheren „Ostarbeiter“ thematisierten diese Freundschaften nicht. Es ist somit sehr wahrscheinlich, dass das Wissen um weitere „Zwangsarbeiterfamilien“ mit ähnlicher Geschichte im Umkreis sowie die Kontakte zwischen den einstigen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen nicht Gegenstand der generationenübergreifenden Familienerinnerung ist.

Xenia Wrobel spricht auch deutlich über den dritten Themenkomplex, sozioökonomische Verhältnisse: Ihre Eltern waren und blieben arm, die Bauersfamilien wohlhabend. Sie erinnert zwar individuelle Hilfsbereitschaft aus der Nachbarschaft, aber trotz körperlichen und psychischen Folgen der Zwangsarbeit keine ausreichenden Sozialleistungen oder Bildungsangebote, die das materielle Leben ihrer Familie erleichtert hätten.

Es ist deutlich, dass die noch heute in Bayern lebenden Kinder von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen nichts davon erzählen, dass ihre Eltern den Fakt der Zwangsarbeit problematisiert hätten. Auch sie selbst thematisieren die Verschleppung der Eltern, NS-Verbrechen in den Herkunftsorten der Eltern und ihre Zwangsarbeit kaum. Aber in zwei Fällen sprechen Interviewte eigeninitiativ, ausführlich und emotional über NS-Erinnerungsorte. Dies ermöglicht es, den NS-Kontext in den Biografien der Eltern anzusprechen oder zumindest nicht ganz zu verdecken. Abschließend stellt sich die Frage, die es noch zu erforschen gilt, ob es für die Nachkommen weitere Nischen gibt, die es ermöglichen, an NS-Zwangsarbeit im ländlichen Bayern zu erinnern.

Anmerkungen

- 1 Die Zahlen diesbezüglich variieren: Auf der Seite des Bundesarchivs wird von 13,5 Millionen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen gesprochen, vgl. <http://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/geschichte/auslaendisch/begriffe/index.html> (29.5.2014). Auf der Webseite des Onlinearchivs Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte ist die Rede von „über 12 Millionen“ Menschen, vgl. www.zwangsarbeit-archiv.de/zwangsarbeit/zwangsarbeit/index.html (29.5.2014). Trotz des Fehlens exakter Zahlen besteht über die Dimension der NS-Zwangsarbeit prinzipiell Klarheit: Sie war ein alltägliches Phänomen, das für weite Teile der Bevölkerung Deutschlands und Österreichs deutlich sichtbar gewesen sein muss.
- 2 Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Bonn 1999, 45.
- 3 Zahlreiche Beispiele für die Berichte ehemaliger Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sind etwa im Onlinearchiv NS-Zwangsarbeit 1939–1945 zu finden. Weitere Beispiele für die Analyse lebensgeschichtli-

- cher Erzählungen ehemaliger Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, in denen Beziehungen zu Deutschen geschildert werden (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): Jens Binner, „Ostarbeiter“ und Deutsche im Zweiten Weltkrieg. Prägungsfaktoren eines selektiven Deutschlandbildes (Forum Deutsche Geschichte, Bd. 18), München 2008, speziell für den Bereich Landwirtschaft 174–209; ebenfalls zur Landwirtschaft: Ela Hornung/Ernst Langthaler/Sabine Schweitzer, Zwangsarbeit in der Landwirtschaft in Niederösterreich und dem nördlichen Burgenland (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 26/3), Wien/München 2004.
- 4 Zur Hinrichtung von NS-Zwangsarbeitern und NS-Zwangsarbeiterinnen mit regionalem Fokus vgl. Thomas Muggenthaler, Verbrechen Liebe. Von polnischen Männern und deutschen Frauen. Hinrichtungen und Verfolgung in Niederbayern und Oberpfalz in der NS-Zeit, Viechtach 2010.
 - 5 Volkhard Knigge/Rikola-Gunnar Lüttgenau/Jens-Christian Wagner, im Auftrag der Gedenkstätten der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (Hg), Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg. Begleitband zur Ausstellung, Weimar 2010; Christine Glauning/Andreas Nachama (Hg), Alltag Zwangsarbeit 1938–1945. Begleitband zur Dauerausstellung im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2013.
 - 6 Für die großangelegte Studie NS-Zwangsarbeit im kommunikativen Gedächtnis im ländlichen Bayern wird auch die Erinnerung von Bauern und Bäuerinnen, die von Zwangsarbeit profitierten, und deren Nachkommen ebenso wie die Erinnerung früherer Dienstmägde und Knechte, die ihren Lebensunterhalt durch die landwirtschaftliche Arbeit bestritten, untersucht.
 - 7 Michael Weigl, Tschechen und Deutsche als Nachbarn. Spuren der Geschichte in grenzregionalen Identitäten, Baden-Baden 2008, 52–64, 85.
 - 8 Teilbestand 2.1.1.3: Namenlisten der Bürgermeister, der Gemeinden, des Krankenhauses, der Pfarrverwaltung zur Erfassung der während des Zweiten Weltkriegs im Landkreis Bogen lebenden Ausländer, erstellt 1946 und 1947, International Tracing Service (ITS), Digitales Archiv, Bad Arolsen. Zur gezielten Vernachlässigung von Kindern von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen vgl. SPD-Arbeitskreis Labertal, Die toten Engel von Laberweinting. Das Polenkindergarten 1944/45, in: Im Labertal-Journal, Sonderheft Juni 2012, 4–56; ders. GELINZT...die Euthanasie-Opfer aus dem Labertal, in: Ebd., 58–65; Gisela Schwarze, Kinder, die nicht zählten. Ostarbeiterinnen und ihre Kinder im Zweiten Weltkrieg, Essen 1997.
 - 9 Teilbestand 2.1.1.3, ITS, Digitales Archiv, Bad Arolsen.
 - 10 Liste der Stammlager und Offizierslager, 2.2.5.1, 82362649, ITS Digitales Archiv, Bad Arolsen.
 - 11 Dmitri Stratievski/Lars Nickel, Zu Gast in Wolgograd. Begegnungen mit ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen, Berlin 2008, 13.
 - 12 Als Beispiele für in den letzten Jahren gesetzte Initiativen im Untersuchungsgebiet sind u.a. die Einweihung von Märtern für hingerichtete Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen zu nennen, vgl. <http://www.mittelbayerische.de/region/schwandorf/artikel/zur-erinnerung-an-zygmunt-marzec/849309/zur-erinnerung-an-zygmunt-marzec.html> (30.05.2014) sowie SPD-Arbeitskreis Labertal, Tote Engel; der Dokumentarfilm Szukając Emila – Looking for Emil, Regie: Angelika Laumer/Itamar Lerner, 60 Min., 2011; die im Jahr 2010 eröffnete Pilotausstellung Städtedreieck unter'm Hakenkreuz – NS-Zwangsarbeit im ländlichen Raum, <http://www.projektgruppe-zwangsarbeit.de> (10.6.2011); „Skandal in den letzten Jahren des 2. Weltkriegs in Rechertsried“, Spurensuchen. Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2010, Klasse 6a der Mittelschule Viechtach.
 - 13 Jan Assmann, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders./Tonio Hölscher (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt am Main 1988, 9–19; Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2005, 12 f. Auch Margit Reiter bestimmt Charakteristika des Familiengedächtnisses: So werden innerhalb Familien vergangene Episoden vergegenwärtigt, die in Beziehung zu den Familienmitgliedern stehen, vgl. Margit Reiter, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck/Wien/Bozen 2006, 17–22.
 - 14 Vgl. vor allem Michael Dellwing/Robert Prus, Einführung in die interaktionistische Ethnographie. Soziologie im Außendienst, Wiesbaden 2012; Kathy Charmaz, Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis, Los Angeles u.a. 2006.
 - 15 Laut Wolfgang Jacobmeyer blieben nach verschiedenen Auswanderungswellen 280.000 Heimatlose Ausländer in der BRD, vgl. Wolfgang Jacobmeyer, Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945–1951, Göttingen 1985, 171 und 220–225.
 - 16 Zur Anwerbung, Zwangsrekrutierung und systematischen Verschleppung von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen in Polen und Serbien vgl. Florian Dierl/Zoran Janjetović/Karsten Linne, Pflicht, Zwang und Gewalt. Arbeitsverwaltungen und Arbeitskräftepolitik im deutsch besetzten Polen und Serbien 1939–1944, Essen 2013.

- 17 Interview mit Dagmar Pollmeier, 8.8.2013, Interviewerin: Angelika Laumer (A.L.), Transkript, 18. Alle Namen von Interviewten sind abgeändert.
- 18 Interview mit Helga Ebersberger, 5.1.2014, Interviewerin: A.L., Transkript, 2.
- 19 Gespräch mit Franziska und Marion Torba, 5.8.2010, Interviewerin: A.L., Transkript, 5.
- 20 Interview mit Anita Diestel, 22.5.2010, Interviewerin: A.L., Transkript, 7.
- 21 Interview mit Ludwig Krawczyk, 15.10.2013, Interviewerin: A.L., Transkript, 2.
- 22 Interview Ebersberger, 2.
- 23 Interview Diestel, 5.
- 24 Ebd., 5.
- 25 Gruppengespräch mit Barbara Lindl, Martha und Ursula Rudenko, 12.8.2013, Interviewerin: A.L., Transkript, 9.
- 26 Interview Pollmeier, 23.
- 27 Ebd., 23.
- 28 Gespräch Lindl, Martha und Ursula Rudenko, 15.
- 29 Ebd., 8.
- 30 Ulrike Goeken-Haidl, Der Weg zurück. Die Repatriierung sowjetischer Zwangsarbeiter und Kriegsgefangener während und nach dem Zweiten Weltkrieg, Essen 2006, 20–22, 252–253.
- 31 Interview Xenia Wrobel, 8.2.2014, Interviewerin: A.L., Transkript, 6.
- 32 Interview Wrobel, 45.
- 33 Bspw. Spruchkammer Bogen, A.1519, Bayerisches Staatsarchiv Landshut sowie Briefe aus Privatbesitz. Einige der Zeugenaussagen sowie private Briefe der ehemaligen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sind in deren Muttersprachen, also Polnisch und Ukrainisch, verfasst.
- 34 Interview Wrobel, 21, 45.
- 35 Ebd., 36.
- 36 Ebd., 36.
- 37 Ebd., 37.
- 38 Ebd., 39.
- 39 Vgl. Etienne François/Hagen Schulze (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte I, München 2001, 17–18.
- 40 Interview Krawczyk, 5–6.
- 41 Holocaust. Die Geschichte der Familie Weiss, Regie: Marvin J. Chomsky, 475 Min., USA 1978, in der BRD erstmals gesendet am 22.1.1979 in den Dritten Programmen.
- 42 Susanne Brandt, „Wenig Anschauung“? Die Ausstrahlung des Films „Holocaust“ im westdeutschen Fernsehen (1978/79), in: Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt am Main 2004, 257.
- 43 Gespräch Katja Hattenkofer und Ehemann, 30.5.2014, Interviewerin: A.L.
- 44 Gespräch Maria Dobiczek, 14.8.2013, Interviewerin: A.L.
- 45 Christoph Weber, Unser Wirtschaftswunder – die wahre Geschichte, 44 Min., BRD 2013, gesendet am 20.7.2013 in der ARD.